editorial

existenzberechtigung

TEXT
Evelyn Schalk

Ehrlich gesagt: Selten hat es mir so widerstrebt, einen Kommentar zu einer Debatte zu verfassen wie diesmal und gleichzeitig ist das kritische Thematisieren jener Entwicklung, die in einer Ansammlung von Ausfälligkeiten sichtbar wird, die für sich genommen nicht einmal eine Erwähnung wert sind, bitter notwendig. Seit den Sommermonaten gibt es um Binnen-I, Töchter in der Bundeshymne, formale und tatsächliche Gleichbehandlung eine öffentliche – nein nicht Diskussion, nicht Kontroverse, nicht Debatte, sondern eine Schlammschlacht. Und genau die kotzt mich an, um gleich in der entsprechenden Diktion zu bleiben. Eine Thematik, die so zentral und von solcher Wichtigkeit ist, dass sie doch längst zum selbstverständlichen Themenkatalog

> Was gesagt wird, ist.
> Was geschrieben wird,
> existiert.
> Oder eben nicht.

medialen und öffentlichen Diskurses gehören sollte, wird nahezu ausschließlich derart triefend vor Häme, Sexismus und Zynismus behandelt, dass es schier nicht zu glauben zu sein scheint. Wobei: zynisch zu werden ist nicht schwer bei dem unterirdischen Niveau, auf dem sich die Auseinandersetzung abspielt. Wir haben in unserer Themenaussendung angekündigt, in dieser Ausgabe ausschließlich die weibliche Schreibweise zu verwenden, aus Gründen der besseren Lesbarkeit selbstverständlich und weil Männer darin sowieso mitgemeint sind. Wir wollten uns dieser Argumentation also nicht verschließen. Und ja, wir haben sie auch umgesetzt. Allerdings nur bis an jene Grenzen, die die Sinnhaftigkeit – nicht die Lesbarkeit – der Texte berührt. Denn es macht eben einen Unterschied, ob die weibliche oder die männliche Form, das Binnen-I oder das Transgender * oder ein Gender-gap _ verwendet wird! Es greift manifest in die Aussage und den Sinngehalt eines Textes ein, das ist der Grund, warum diese vielfältigen sprachlichen Ausdrucksformen entstanden sind. Im Gegensatz zu jenen, die also die (männliche) Vereinheitlichung verfechten, sind uns ein von der Form nicht zu trennender Inhalt sprachlicher und textlicher Aussagen wichtiger als die Demonstration von Macht, und sei es nur zum Zweck der Veranschaulichung selbiger.

Nicht Meinung, sondern Grundrecht

Darüber hinaus gilt es offenbar, Grundlegendes wieder ins Gedächtnis zu rufen – eine Basis, die so konsequent wie breitenwirksam ausgeklammert bleibt, da sie jegliches Ereifern ohnehin obsolet werden lässt. Alle Menschen, egal welchen Geschlechts oder sexueller Orientierung, welcher sozialer oder ethischen Herkunft haben als gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft anerkannt und als solche öffentlich sichtbar zu sein. Dabei handelt es sich um ein Grundrecht, und ein solches ist weder Gegenstand von Abstimmungen oder Meinungsgezerre noch Mittel zur politischen Kleingeldproduktion, sondern stellt einen verbrieften Anspruch dar. Eine solche Gleichberechtigung ist zum aktuellen Zeitpunkt nicht realisiert – ein Zustand, der ergo gegen ein bestehendes Gesetz verstößt (bzw. die dafür Verantwortlichen) und folglich entsprechend zu sanktionieren und raschestmöglich zu ändern ist. Herstellung und Erhalt von Gleichberechtigung sind keine individuelle Meinung, für oder gegen die die Entscheidung ausfallen kann, sondern schlichtweg die Umsetzung dieses Grundrechts jedes Menschen. Das Bewusstsein hierfür scheint aber offenbar kaum vorhanden zu sein. Erst recht nicht, wenn es um die Gleichstellung von über 50 Prozent der Bevölkerung geht, nämlich dem weiblich Anteil ebenjener.

Dass etwa in offiziellen Texten, die die Gesamtheit einer Nation, eines Landes repräsentieren (sollen?) nicht nur eine Hälfte der Bevölkerung Erwähnung findet, dürfte nicht einmal mehr Gegenstand einer Debatte, sondern müsste schlicht selbstverständlich sein, ebenso der Umstand, eine Form der Repräsentanz zu finden, die tatsächlich vielfältig genug ist, alle wie auch immer definierten oder sich definierenden Teile der Bevölkerung miteinzubeziehen. Ist es aber nicht. Vielmehr wird konsequenter Ausschluss betrieben. Hymnen und offizieller Sprachgebrauch sind jedoch Ergebnis politischer Entscheidungen und als solche weder vom Himmel gefallen, noch in Stein gemeißelt, sondern Teil des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses und damit veränderbar. Der Wille dazu ist jedoch die Voraussetzung dafür.

Manifeste Sprachrealität

Sprache ist das einzige Medium, in dem Menschen fähig sind zu denken, ihre Umwelt zu definieren und ergo zu handeln. Was gesagt wird, ist. Was geschrieben wird, existiert. Oder eben nicht. Sprache und Gesellschaft entwickeln sich nicht getrennt voneinander, vielmehr bedingt die eine die andere und umgekehrt. Wenn also mit dem Argument einer vermeintlichen Ursprünglichkeit, einem „das ist immer schon so gewesen“ einer sprachlichen Neuerung entgegengetreten wird, dann heißt das nichts anderes, als der Gesellschaft die Fähigkeit zur Weiterentwicklung abzuerkennen. Wenn wir alles so belassen, wie es war (wann auch immer), dann hätten die vergangenen paar tausend Jahre schlichtweg nicht stattgefunden – und es gäbe auch jene Worte, Dinge und Zustände nicht, auf die die Bewahrenden dieser nie existiert habenden Ursprünglichkeit so stolz sind. Keine einzige ihrer so verfochtenen Traditionen hätte sich je herausbilden können. Oder um es mit Julya Rabinowich auszudrücken: „Konsequent betrieben wären unsere Vorfahren niemals aus dem Meer an Land gekrochen, nur um neumodische Dinge wie Lunge statt Kiemen zu vermeiden.“ Stimmt. Die damit einhergehende Gedächtnisentwicklung jedenfalls scheinen manche erfolgreich umschwommen zu haben. Angesichts der Bundeshymnen-Inszenierung Andreas Gabaliers (Tenor: die ungeliebten Töchter kann man schon mal vergessen...) konstatierte die Autorin: „Gabalier scheint jedoch zu jener Spezies zu gehören, die nicht nur Fehler macht, sondern darauf noch unbändig stolz ist“, und weiter: „Er hätte das in der Schule so gelernt, meinte er. Ein Sänger ist nicht verpflichtet, seine Kenntnisse laufend am neuesten Stand zu halten wie ein Arzt oder Wissenschaftler. Dann kam der verheerende Nachsatz: Er würde es beim nächsten Mal wieder so singen. Das lässt sich nur mit bewusster Entscheidung, an Fehlerhaftem dranzubleiben, erklären und genau das ist die Attitüde, die in Österreich verbreitet ist und die immense Schäden im Innen und im Außen verursacht hat und weiter verursachen wird.“ (1) Sprache schafft und ist Realität. Die Schäden werden täglich massiver.

Von Normen und Normalität...

Die Begründung der ÖNORM, warum man dem Antrag auf eine Normierung des Binnen-I im Sprachgebrauch eine Abfuhr erteilte, offenbart, dass es sich eben keineswegs um eine neutrale und unabhängige Entscheidungsfindung handelt. Aufgrund der stark divergierenden Meinungen zu dem Thema sei kein Konsens möglich und die Materie daher auch nicht als „Normprojekt“ geeignet, wurde verlautbart. „Ein Normprojekt ist grundsätzlich nur dann möglich, wenn dazu ein breiter Konsens erzielbar ist“, so Elisabeth Stampfl-Blaha, Direktorin des verantwortlichen Austrian Standards Institutes. „Beim Thema ‚geschlechtersensibler Umgang mit Sprache‘ ist dagegen stark der Wunsch erkennbar gewesen, zu diesem Thema keine normative Empfehlung zu entwickeln.“ Niemandem wäre es wohl je eingefallen, etwa die Ablehnung einer Baunorm, eine Lärmschutzverordnung oder auch einer Rechtschreibregelung damit zu begründen, dass ein oder eben kein „Wunsch erkennbar“ gewesen sei, oder gar schon vorweg ein „Konsens erzielt“ werden kann. Beides mag als Kriterium bei politischen Entscheidungsfindungen eine Rolle spielen, Normierungen jedoch regeln und schaffen ggf. einen solchen Konsens, sie basieren nicht darauf. Und ob ein Wunsch vorhanden ist oder nicht, hat mit der, gar wissenschaftlich, nachprüfbaren Feststellung von Sinnhaftigkeit wohl kaum etwas zu tun. In dieser Äußerung zeigt sich schlicht, was tatsächlich ausschlaggebend ist: den einflussreicheren Meinungen und jenen, die sie vertreten – oder sollte man sagen: lobbyieren? – zu folgen. ÖNORMen stellen nach institutseigener Definition nationale Normen dar und sind „freiwillige Standards, die in Normierungsgremien (Komitees) bei Austrian Standards Institute erarbeitet werden.“ Die Entscheidung bedeutet umgekehrt nichts anderes, als dass die Sichtbarkeit von Frauen eben keine Norm ist. Das ist keine neue, aber leider eine immer noch aktuelle Erkenntnis. Aber sie besagt weiter, dass diese Sichtbarkeit eben auch keine Norm, keine Normalität, sein *soll*. Direktorin Stampfl-Blaha sagt selbst, dem Wunsch gefolgt zu sein, „keine normative Empfehlung zu entwickeln“. Denn auch das ist der Eigendefinition des Instituts zu entnehmen: „Angeregt wird ihre Entwicklung [...] durch interessierte Kreise“. Jene Kreise, die Fraueninteressen vertreten, waren also offenbar wieder einmal nicht einflussreich genug, im Gegensatz zu der Vielzahl an gut vernetzten Männernetzwerken und -bünden, die nach wie vor Ton und Sprache angeben. Und Normen. Das Präsidium des Austrian Standards Institute setzt sich aus 8 Mitgliedern zusammen, darunter 1 Frau – Elisabeth Stampfl-Blaha. Im Präsidialrat finden sich unter 33 Mitgliedern 5 Frauen, das entspricht rund 15 Prozent – soviel oder sowenig zum im Regierungsprogramm formulierten Ziel von 40 Prozent Frauenanteil in Spitzenpositionen. Insofern erfüllt das Institut unbestritten eine bestehende Norm. Ach ja, apropos Männerbünde: Präsident Walter Barfuss, einer der einflussreichsten Juristen des Landes, ist Ehrenmitglied der katholischen Hochschulverbindung Rheto-Danubia, ebenso wie Verfassungsjurist und Ehrenpräsident des Instituts, Karl Korinek (2), der Rest des Gremiums besteht aus mächtigen Industriemanagern und Wirtschaftsvertretern. Wessen Wünsche hier gehört und als jene einer breiten Öffentlichkeit eben dieser verkauft werden, braucht nicht extra erwähnt zu werden, sondern ist selbstverständlich mitgemeint.

↘
(1) http://derstandard.at/2000002394674/Julya-Rabinowich-Wir-sind-Hymne
(2) http://derstandard.at/1220457489861

ausreißer

Die Grazer Wandzeitung 2014

Foto: knallgrün / photocase.de, mod.

wegen der besseren lesbarkeit

Ausgabe #61

nachrichten aus dem ministry of hacking

TEXT
Reni Hofmüller

In Donna Haraways „A Cyborg Manifesto“ entwickelt sich die Cyborg – dieses Hybrid aus Mensch und Maschine – über die Begrenztheit des Körpers hinaus und bricht so mit jeglicher Vorstellung einer eindeutigen Einheit des Individuums oder der eines klar definierbaren Geschlechts. Die Cyborg ist ein Lebewesen, das in der Diskursivität, in der Vielzahl, im Hybriden und in der Perversion schwelgt. So kann sie sich auch der Eindeutigkeit geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens und der durch sie konstruierten Identität entziehen.

Das Internet entwickelt sich zunehmend zu einem Ort, an dem mit Individualität, Subjektivität und Identität ein höchst gefährliches „Spiel“ betrieben wird: Dem grundsätzlichen Angebot eines virtuellen Freiraums steht seine dystopische Kehrseite gegenüber: sie besteht in *Kontrolle, permanenter Verfügbarkeit, Flüchtigkeit der Information*, in *Identitätsdiebstahl* sowie in Hack-Angriffen und *Attacken* auf unterschiedlichen Ebenen.

Die Gegenposition dazu markiert das Konzept und die Praxis der *Connectivity* – der Fokus liegt hier auf freiheitsorientiertem Handeln im Internet sowie auf der Verbindung von technischer *und* sozialer Vernetzung. Um dem Ansatz der *Connectivity* ein sichtbares Forum zu geben, verwandelt sich das **esc** medien kunst labor temporär in ein subversives Headquarter: ein **MINISTRY OF HACKING**, das mit seinen international vernetzten Departments Richtlinien entwirft, die als Manifeste verlautbart und als räumliche Inszenierungen öffentlich werden.

Hier versammeln sich KünstlerInnen, um *konkrete, erfahrbare und vernetzte Räume* zu eröffnen, die *kollektiv, spielerisch, theoretisch* und *technisch* erfahren und gestaltet werden können.

Hacktivism – Manifestationen feministischer Diskurse

So beschrieb Cornelia Sollfrank (Old Boys' Network, OBN) in ihrem Manifest lokale Aktivitäten etwa als „Knoten“, die „kollidieren, zerfallen, sich regenerieren, sich einmischen, sich auflösen, neu formen, zusammenbrechen, erneuern, verschwinden, sich revidieren, sich wiederbeleben und sich entfernen“. (OBN FAQ 7).

Das heißt, dass sich Aktivitäten nicht bloß in einem Netzwerk *vollziehen* – sie *sind* das Netzwerk aktueller feministischer Diskurse, und zwar sowohl im virtuellen als auch im realen Raum. Die stärkste Wirkungsmacht entfalten sie dann, wenn sie in die *Praxis* übertragen werden. Sie existieren nur in der *Connectivity* – also in und durch die *Verbindung* in der Sphäre dynamischer Entwicklungen. Dabei spielt es keine Rolle, ob sie sich virtuell oder physisch manifestieren; sie können nicht isoliert von dieser Verbindung betrachtet werden.

„Kunst, Hacking und Feminismus“ werden seit einiger Zeit unter der Bezeichnung „Hacktivism“ aufeinander bezogen. Damit ist eine Handlungsstrategie gemeint, die sich aus der Verbindung von politischem Engagement (Aktivismus) und Zivilcourage sowie technischem Know-how ergibt.

So folgt etwa subRosa diesem Denkansatz und funktionalisiert dabei ihre künstlerischen Aktivitäten zur Kritik an „den Beziehungen zwischen digitalen Technologien, Biotechnologien und den Körpern / dem Leben / der Arbeit von Frauen“ um. Das Ziel von Hacktivistinnen ist es – wie beim Electronic Disturbance Theatre –, einen *gemeinsamen Raum* zu schaffen, in dem es möglich wird, verschiedene Medien zu verknüpfen, Grenzen zu überschreiten und künstlerische Ausdrucksformen miteinander zu verbinden.

Foto: Helene Thümmel

Außerdem machen sie – als Ausdruck positiver und emanzipierender Aspekte des vernetzten Denkens und Handelns – durch ihre spezifische Art der Verbreitung Information für alle reproduzierbar, denn „im digitalen Zeitalter können widerständige Cultural Producers die Rekombination (ihrer Information) für subversive Zwecke akzeptieren.“

Vernetzte, konkrete Räume – Transparenz statt Überwachung

In ihrem Verständnis von Feminismus als „Methode zur Abschaffung von Dominanzideologien“ (bell hook) und als „weibliche Organisationsform, die Unterschiede respektiert, um daraus kreative Projekte zu entwickeln – in Solidarität mit anderen, die an ähnlichem arbeiten“ (subRosa), versammeln sich 2014 in Graz Künstlerinnen und Künstler, die *aktuelle, konkrete, erfahrbare, vernetzte Räume* eröffnen, in denen *kollektiv* (subRosa), *spielerisch* (Nancy Mauro-Flude, Nick Smithson, Valentina Vuksic, Anne Goldenberg, Marthe van Dessel), *theoretisch* (digitalcourage, Rena Tangens und padeluun, constant, Femke Snelting, Peter Westenberg) und *technisch* (Spideralex, Tatiana de la O, Sophie Toupin, Stefanie Wuschitz) erlebt und gemeinsam gestaltet wird – mit dem Ziel, herauszufinden, was ein von „Hacktivistas“ (Faith Wilding) geschaffener „Server“ sein kann.

Im **MINISTRY OF HACKING** wird jedoch auch die Frage aufgeworfen, wie und wann sich das Öffentliche und das Private so ineinander verwoben haben, dass wir nunmehr beim *transparenten* – im Sinn des *überwachten* – Menschen angelangt sind. Im Blog „Netzpolitik“ analysiert Elisabeth Pohl dieses Phänomen anlässlich der EuroDIG 2014 und zitiert dabei Rikke Frank: „Wenn immer mehr private Organisationen das Internet beherrschen, so muss sichergestellt werden, dass diese sich an grundlegende Normen wie Menschenrechte halten, was sich vor allem über mehr Transparenz verwirklichen ließe.“ Sie verweist dabei auch auf den entscheidenden Unterschied zwischen der physischen und virtuellen öffentlichen Sphäre: „Im physischen Raum kann man sich theoretisch versammeln, oder handeln, ohne dass etwas aufgezeichnet wird. Im virtuellen Raum hinterlässt man immer Spuren, die aufgezeichnet und gespeichert werden können.“ Die Forderungen nach Schutz der Privatsphäre und der Wahrung von Anonymität werden stärker.

Die dystopische Seite aktueller Technologien zeigt sich in *Kontrolle* (durch Firmen, Regierungen oder auch in Form von sozialer Kontrolle in social media), in scheinbar *permanenter Verfügbarkeit* (die auf andere Lebensbereiche umgelegt wird), in medialer *Flüchtigkeit und Identitätsdiebstahl* (der bis zur Auflösung der gesamten elektronischen Persona führen kann) sowie in *Attacken* von Forum- und Blogkommentaren, Twitterstorms, Hashtag-Kampagnen oder Hate Speeches. Anonymität wird hier plötzlich zur Angriffswaffe.

Die *Ambiguität von Anonymität* (Seda Gürses) zeigt sich hier am deutlichsten: jede/r kann beliebige Identitäten annehmen und unter einem Pseudonym (das auch der reale Name einer realen anderen Person sein kann) agieren. Für NutzerInnen und Betroffene jedoch bleibt die Identität des Agierenden verborgen. Nur Firmen und (potenziell) Regierungen haben Zugriff auf diese Information. Anders als im „Wahrheitsministerium“ („Ministry of Truth“, George Orwell, „1984“: die Geschichte/Vergangenheit/Identität wird je nach aktuellem Bedarf umgeschrieben) oder im „Informationsministerium“ („Ministry of Information“, Terry Gilliam, „Brazil“: das Ministerium als Normierungsanstalt) macht sich das **MINISTRY OF HACKING** mit seinen neuen Arbeitsgruppen („Department of Trust“, „Department of Shadows and Waves“, „Department of Care and Wonder“, „Department of Anonymity“, „Department of Difference“, „Department of Tactical Feminism“) auf die Suche nach Möglichkeiten des Ausleuchtens und Gegeneinander-Abwägens dieser vielschichtigen und allgegenwärtigen Technologien. Eine dieser Möglichkeiten sind selbstbestimmte Räume, wie sie etwa in Hackerspaces entstehen.

Feministische HackerInnenspaces

Donna Harraway stellte fest, dass „der Kampf darum, was als korrekte Darstellung der Welt gelten wird, der Kampf darüber ist, wie wahrgenommen wird“. (Haraway 1988 in: McCann & Kin, S. 375). Erfahrungen werden durch Praxis, Diskurs und Interpretation geformt (Haraway 1988; Harding 1986; Collin 1990; Skeggs 1997).

„Hackerspaces“ sind als Phänomen vor zirka 15 Jahren zuerst in den Niederlanden, dann in Deutschland und einigen anderen westeuropäischen Ländern aufgetreten; sie breiten sich zunehmend über die Welt aus; sie sind selbstorganisiert und dienen als Treffpunkt für Leute, die sich mit Hard- und Software oder anderen Arten von Technologie beschäftigen wollen. Bislang wurden diese Räume zum großen Teil von Männern aufgebaut und genutzt. Seit einigen Jahren mehren sich allerdings Orte, die sich als feministisch/transfeministische Räume verstehen. Diese Räume bringen ein anderes Verständnis des Konzepts der Offenheit ein, das auf feministischen Prinzipien basiert. Einer der zentralen Begriffe dabei ist „Intersektionalität“. Intersektionalität bezieht sich auf das Bedürfnis, die Welt aus diversen, vielfältigen Perspektiven zu betrachten. In Bezug auf Feminismus ist der Begriff allerdings zu spezifizieren, da die Betrachtung, Analyse und Praxis nicht von einem einzigen Standpunkt aus erfolgen kann, sondern Fragen nach Kultur, Klasse, Sexualität, Ethnizität oder anderen Machtstrukturen inkludiert werden müssen. Der Begriff Feminismus ist in den letzten Jahren vermehrt unter Druck geraten. Die späten 1990er-Jahre standen im Zeichen der Debatte über Unterschiede, vor allem in Bezug auf den Begriff der Identität. Wie Wendy Brown analysiert, bestätigt die Identitätsdebatte den neoliberalen Diskurs: „Politisierte Identitäten entstehen aus Kontrollgesellschaften“, und entsprechen damit spätkapitalistischen Formen von Gesellschaft. Im Gegensatz dazu ist das Konzept der Intersektionalität ein Ansatz, der sich in der aktuellen Debatte als geeignet herausstellt, um diese Identitätspolitiken zu kritisieren.

Nash (2008): "Intersectionality, the notion that subjectivity is constituted by mutually reinforcing vectors of race, gender, class, and sexuality, has emerged as the primary theoretical tool designed to combat feminist hierarchy, hegemony, and exclusivity."

Im Kontext der in den letzten zwei bis drei Jahren entstandenen feministischen HackerInnenspaces lässt sich eine Verschiebung feststellen: Es geht nicht mehr um weibliche Hackerinnen, sondern um HackerInnen mit feministischer Grundhaltung, seien das nun Frauen, Transgenderpersonen oder auch Männer.

Das Ministry of Hacking ist noch bis 28.11.2014 geöffnet.
http://esc.mur.at/de/projekt/ministry-hacking

Reni Hofmüller Die Autorin ist Künstlerin und künstlerische Leiterin des **esc** medien kunst labor.

meine antwort darauf: weiter nerven*

TEXT
Ulrike Freitag

Rezension: „Dämmermännerung. Neuer Antifeminismus, alte Leier“

Ungezwungener Stil, Satzkonstruktionen, die Peter Handke neidisch machen könnten, ein Infragestellen der Fragestellungen, die – auch abseits von WikiMANNia und anderen Wahnsinnigkeiten der neuen Männerbewegung und des Antifeminismus – immer wieder auf den (Stamm)tisch gepackt werden. Barbara Kirchners Essay über das Wiederaufflammen dieses Antifeminismus (nicht, dass dieser je lediglich geglüht hätte) stellt keine großen neuen Thesen auf, aber er hinterfragt die perfide Art und Weise, wie sich mitunter rechtes Gewäsch und Wirtshausparolen plötzlich auch in die vermeintlich linken Diskussionen rund um die Rechte von Frauen, Homosexuellen oder Migrantinnen mischen.

Barbara Kirchner: Dämmermännerung. Neuer Antifeminismus, alte Leier. Konkret (Texte 61), Hamburg: 2014.

Die Professorin für technische Chemie hält dabei kein Einführungsseminar, sondern setzt einiges an Wissen über (post)feministischen Diskurs und Marxismus voraus. Dennoch kann das Buch, lässt man sich auf den Haudrauf-Stil Kirchners ein und sieht über ihre – mitunter nur vage argumentierten, aber gut platzierten – Hacken gegen Sozialdemokratinnen und Grüne hinweg, rasch und auch für Laiinnen des Fachs einiges an Argumentationspotential für die nächsten Diskussionen über das Väterrecht oder die vermeintliche Benachteiligung (!) des weißen Mannes vermitteln. Und das nicht nur jenen, die ihre politische Ausrichtung sowieso teilen. Das liest sich dann so, dass die Autorin den Text einer so gearteten Diskussion zusammenfasst, als einen, der „... von der typischen Ambivalenz autoritärer Paranoia lebt: Der Feind muß zugleich als allmächtig imaginierbar und leicht zu treten sein, real schwach und phantastisch übermächtig, und das erreicht man dann, indem man Abstrakta wie die »Genderlobby« mit Haßstereotypen Marke »die Lesbe mit den haarigen Beinen zusammenbäckt – etwa in der Debatte um die Homo-Ehe: Eine Gruppe, die nicht einmal dieselben zivilen Recht hat wie man selbst ..., ist als Verschwörung zugleich für mein persönliches Unglück ... verantwortlich; dasselbe gilt am Arbeitsplatz dann für »Frauen«, bestimmt als Gruppe, die im Durchschnitt noch immer nicht einmal dasselbe Geld für dieselben Tätigkeiten kriegt, angeblich aber unfaire Vorteile sucht oder sogar erlangt.“ (S. 68)

Im Kopf spielt man, während man die groß gedruckten 93 Seiten des im Konkret Verlag erschienenen Buchs herzhaft liest, bereits die nächste Debatte durch, in der einer wieder einmal die Klassiker der Sexismusklischees um die Ohren geworfen werden & wie man derlei „im nazi-üblichen Deppendeutsch“ (S. 50) vorgetragenen Frechheiten ganz im Jargon Kirchners – der, wie hier merkbar, ansteckend sein kann – überführt. In solchen Momenten wird die emotionalisierende Wirkung von Kirchners sicher nicht unbewusst gewähltem Stil, der – wie sie selbst schreibt – eher einem Pamphlet als einem klassischen Essay entspricht, bewusst. Nicht, dass ich etwas dagegen hätte. Denn auch wenn ich nicht behaupten kann, alles, was Kirchner an Verknüpfungen von Kapitalismus und Sexismus vorbringt ausschließlich in ihrem Sinne aufzufassen, ist der letzte Satz, den sie in ihrem, dem nonchalanten Stil zum Trotz klar strukturierten und durchdachten Text vorbringt, doch einer, den man sich mal wieder zu Herzen oder besser noch zum Busen nehmen sollte: „Das Schlechte so verändern, daß das, was daran schlecht ist, verschwindet, nennt man abschaffen.“

↘
* Nina Scholz: *Gegenmacht aufbauen*. Interview mit Barbara Kirchner. Jungle World Nr. 30, 24. Juli 2014. http://jungle-world.com/artikel/2014/30/50292.html

bekannt und weniger bekannt

TEXT
Gerhard Ruiss

guten tag
herr jelinek
wie geht es ihrer frau?
sie ist gerade
weg für länger
wo weiß ich nicht genau

guten tag
frau grass
wie geht es
ihrem mann?
er steht gerade neben mir
aber ich bin vor ihm dran.

unrund

TEXT
Maximilian H. Tonsern

gedanken über zuschreibungen, generalverdacht und elementare pädagogik

ich fühle mich unrund. da sitzen die alle beisammen und diskutieren um mich und alle anderen meiner art, deren es doch so wenige gibt. wir, die minderheit. sie diskutieren über unsere köpfe hinweg und sehen dabei nicht, dass sie keineswegs unsere bedürfnisse respektieren, wahrnehmen. sie diskutieren über die zukunft der elementarpädagogischen berufe und lassen uns einfach so, frech und ignorant, außer acht. derweil habe ich, haben wir ganz andere sichtweisen auf den stand der dinge. gehen wir ganz anders um mit kindern. nehmen sie durchaus anders wahr, spielen anders mit ihnen, gehen anders und unterschiedlich auf ihre bedürfnisse ein. da kann man nicht einfach sagen, dass wir alle gleich sind. da geht das nicht, dass die über unsere einwände und gedanken hinweg dinge entscheiden und vorhaben propagieren. wir wollen doch auch gehört werden. wir sind ebenfalls kindergartenpädagoginnen verdammt, wir haben die gleiche ausbildung, gleich viel gelernt, wissen um wertvolle pädagogische arbeit bescheid. nur weil wir eine minderheit sind wollen wir nicht ausgegrenzt werden. hört uns doch.

wir stehen auf und schreien. ich stehe. sie sehen mich an und sprechen dann über den generalverdacht. dass wir kindergartenpädagoginnen doch eh alle so sind. ihr wisst schon wie. dass kann doch keine richtige frau sein. mutet doch etwas seltsam an, oder? gib es zu, du hattest gerade gedacht, dass es seltsam ist, wenn wir kindergartenpädagoginnen mit den kindern auf die toilette gehen. oder gar die windel wechseln. das ist doch nicht richtig. sie plappern durcheinander. jetzt gelingt ihnen das auseinanderhalten. jetzt differenzieren sie. sprechen uns pädagoginnen konkret an. wir sind doch sicher alle homosexuell. na stell dir doch vor, wir pädagoginnen kuscheln mit kindern, weil die nähe und schutz suchen. da ist doch etwas faul. sie alle reden wirr durcheinander, stimmen überschlagen sich. ich setze mich. wir setzen uns alle. wir wollten doch nur als wir bezeichnet werden. nicht mitgemeint werden. nicht sowas, ewigen vorurteile, klammheimlicher dolch in unserem rücken. wir sind doch kindergartenpädagoginnen verdammt. wie ihr.

art_ist/s

energieerzeugung mit seil und peitsche

TEXT
Ulrike Freitag

Maria Jiku im Interview über Bondage, Kunst und Blutergüsse

Die diesjährige Ausgabe des Festivals „queerograd“ (1) geht nicht nur unter, sondern gerade auch „Über die Haut“. Viele spannende Denker_innen und Künstler_innen wurden eingeladen, im Rahmen des Festivals über die Funktionen unserer Haut nachzudenken. Die Fragestellungen kommen aus dem Bereich Identität, Geschlecht und Gesellschaft – sie beschäftigen sich mit Haut als Kunstfläche, Identitätsmerkmal oder Grenze.

> Sie sieht jemanden, der sonst nicht – nicht in dieser Weise, nicht als diese Person – existiert.

Im Rahmen der Veranstaltung hält auch Maria Jiku einen Workshop und eine Performance ab. Die fröhlich wirkende, junge Japanerin – derzeit in Berlin sesshaft – ist Musikerin (noise), Dominatrix & Bondage Künstlerin. Und mit der Kunst des Hishinawa Shibari – dem kunstvollen Knoten von geometrischen Mustern auf menschlichem Körper – befasst sie sich auch in „queerograd“.

Lachend versucht Maria mir völlig Planlosen meine Fragen zu beantworten. Die erste stellt sie aber selbst. Ob ich Erfahrung mit BDSM habe, möchte sie wissen – denn es sei nicht gerade einfach, jemanden zu erklären, was die Faszination daran sei, der_die selbst keine Kenntnis davon hat. Es wird also nicht leicht werden.

Maria Jiku spricht von einer unmittelbaren Erfahrung zwischen zwei Personen und von der Energie, die dadurch freigesetzt werde, Energie, die sie kreieren will. Ob es einen Unterschied zwischen Europa und Japan gebe, was den Umgang mit BDSM, mit Bondage im Speziellen betreffe, möchte ich wissen, auch was Reaktionen auf ihren Beruf betrifft. In Europa sei es viel freier, offener als in Japan, so Maria. Dort sei alles was mit BDSM zu tun habe noch völliger „Underground“ – die Szene sei groß, genauso groß wie der Druck, nichts davon öffentlich werden zu lassen. Sie selbst habe gleichzeitig mit der Arbeit als Dominatrix begonnen Noise Music zu machen – dabei habe sie sich von der Szene und der Musik selbst, sehr unterstützt gefühlt. Auch sei die Musik sehr bedeutsam und sehr heilsam für sie, Balsam für die Seele sozusagen. Sie sei auch nicht die „typische Domina“, nicht nur, weil sie sich mehr als Künstlerin fühle, sondern auch, weil sie nicht das „gorgeous life“, das man führen könne, wenn man will, lebe – Champagner, Partys & Co.

Die (feministischen) Positionen zu BDSM variieren stark, es gibt Strömungen, in denen die Meinung vorherrscht, dass dies eine repressive Form der Sexualität sei, die Frauen herabwürdigt und ihnen lediglich durch das Patriarchat eingeredet würde, es gefalle ihnen auch selbst. Am anderen Ende der Skala findet man sehr liberale Positionen, die BDSM als Variante der Sexualität sehen, die mitunter auch befreiend sein kann. Als befreiend empfand auch Maria Jiku ihre Anfänge als Dominatrix. Sie habe negative Energien, die noch aus der Kindheit stammen umsetzen und Befreiung finden können – im Auspeitschen, im Sichtbarwerden von Narben auf fremder Haut. Mit der Zeit habe diese Tätigkeit aber zu wenig Energie abgegeben – jene Energie, nach der sich Maria Jiku als vielfältige Künstlerin auf die Suche macht. So sei sie zur Bondage Art gekommen. Hishinawa Shibari ist für sie traditionelle Konzeptkunst, Handwerk und Befreiung. Kein leichtes Handwerk übrigens – wovon man sich bei ihrem Workshop und der Performance während „queerograd“ selbst überzeugen kann.

Foto: © Maria Jiku

Shibari bedeutet fesseln, binden und hat seine Ursprünge in Fesseltechniken, die einerseits dazu dienten, Gefangene festzuhalten und zu foltern, aber auch um Ehre oder Status der Gefangenen sichtbar zu machen. Daraus hat sich eine erotische Kunst (Kinbaku) entwickelt, die im Westen vorwiegend als Shibari bekannt ist.

Wichtig sei, so Maria, dass es gründlich erlernt werde. Man müsse es häufig und regelmäßig üben, nicht in erster Linie, um die kunstvollen Muster auf Körper zu zaubern, sondern um anderen keinen Schaden zuzufügen – denn foltern wolle sie ja nun nicht. Es gehe darum, wo die Seile fest und wo locker gespannt werden. Wo sie lustvollen Druck ausüben und wo sie sanft bleiben müssen, um – gerade an den Handgelenken – kein Blut abzusperren. Denn ansonsten könne auch einiges schief gehen, sehr schief – nur korrekt praktiziert sei es „sane and safe & and healthy for some people“. Man müsse halt viel über Körper wissen und vor allem rasch aufknoten können – das sei das Wichtigste. Dies bringt sie auch in ihren Workshops bei, an denen ein durch und durch heterogenes Publikum teilnehme, so die Künstlerin. Aber nicht nur dort gibt sie ihr Wissen weiter, auch an ihren Arbeitsplatz kämen oft junge Mädchen, erzählt sie, die ihre Boyfriends fesseln wollen und Tipps brauchen; manchmal auch Pärchen. Jede_r sei willkommen.

Für Maria Jiku ist Shibari eine Ausdrucksform, Kunst und Porno – beides gleichzeitig. Als traditionelle Konzeptkunst eigne es sich auch für Performance Art und verglichen mit so mancher anderen modernen Kunstform – in der z. B. mit Scheiße gearbeitet werde – sei es doch auch recht harmlos. Jedem eben das Seine – bzw. Ihre. Maria Jiku will nun einmal Porno mit Perfomance und Perfomance mit Noise verbinden.

Zurück zur Haut. Sowohl das Abbinden und Aufhängen, als auch das Auspeitschen hinterlässt sichtbare Male auf unserer Haut. Male, die an die letzte Session erinnern können, Male die man vor der Familie oder in der Arbeit verstecken muss. Blutergüsse und Striemen, die oft lange sichtbar sind. Aber es wird auch weniger mit der Zeit, meint Maria. Der Körper von Menschen, die über einen langen Zeitraum hinweg BDSM Praktiken ausüben, gewöhne sich daran und bilde weniger schnell Blutergüsse aus. Und ja, sie sehe diese Male sehr gerne. Es hat etwas Schönes für sie, wenn diese Menschen zu ihr kommen – ihre Alltagshaut abstreifen und darunter ihre zweite Natur zum Vorschein komme. Eine zweite Person, die in den meisten Fällen nur sie kennt. Sie sieht jemanden, der sonst nicht – nicht in dieser Weise, nicht als diese Person – existiert. Dies ist etwas unglaublich Persönliches, sehr Intimes.

Ob sie zwischen privatem und beruflichem Leben unterscheiden kann, möchte ich nun wissen. Nein, kein Unterschied zwischen diesen „beiden Leben“. Ihr privates Leben und ihr berufliches seien für sie deckungsgleich. Auch wenn sie sich manchmal einen Boyfriend wünsche, kichert es aus Maria heraus. Aber nur Minuten später denkt sie, dass ein guter Freund ihr eigentlich lieber wäre. Männer machen sie müde – sie sei viel unterwegs, quer durch Europa. Das Leben ist kompliziert und sie müde genug – da seien gute Freunde besser! Und in Berlin sei es großartig – auch wenn sie es bedauert, wenig Deutsch zu sprechen – sie würde gerne mit mehr Menschen reden können. Aber das ist schwierig. Die Sprache selbst, sowie der Mangel an Zeit und die Tatsache, dass ohnehin jeder Englisch spreche, helfen auch nicht, die Motivation zu heben.

Bei ihren Performances als Musikerin kann man Maria Jiku in schwarzem Outfit, mit Peitsche und hohem Spitzhut auf der Bühne stehen sehen. Höflich bedankt sie sich am Ende ihres Auftritts für Applaus. Höflich bedankt sie sich auch für das Interview und ist ganz aufgeregt darüber, dass ein Bericht über sie in einer Zeitung erscheinen soll. So entsteht der Eindruck einer reizenden Frau, voller Widersprüche, voller Energie. Energie die bleibt, auch nach dem Interview.

↘
(1) http://kig.mur.at/queerograd_2014
http://www.mariajiku.info

reflux

sehr geehrte leserinnen!

TEXT
Gerald Kuhn
Ulrike Freitag
Evelyn Schalk

Die Entwicklung von Sprache, Grammatik, Alltags- und Umgangssprache – all das ist geprägt von Dominanz, welche Regelungen sich durchsetzen, und welche nicht. Die Möglichkeit, gesellschaftspolitischen Sprachhierarchien bewusst entgegen zu steuern, ist eine Form, Sprache zu verändern. Sichtbarmachen ist ein zentraler Wert in der Gesellschaft: Alles was sichtbar wird, kommt in die Öffentlichkeit, wird thematisiert und diskutiert, Nicht-sichtbares, nur Mitgemeintes bekommt im besten Fall nur eine Randbemerkung im Diskurs ab. Festgefahrene Strukturen, Diskriminierungen (von blöden Witzen und Bemerkungen bis zu manifesten Benachteiligungen), Ungleichheiten (auch ungleicher Lohn) ändern sich zwar nur durch konkretes Handeln – doch dazu müssen sie zuerst überhaupt einmal wahrgenommen, eben sichtbar und damit bewusst gemacht werden. Und da sind wir schon wieder beim Anfang. Mitgemeint (aber unsichtbar) kann also gar nicht zum Ziel, z. B. gleicher Lohn für gleiche Arbeit, führen, da für eine Veränderung überhaupt erst die Gründe und Ursachen für ungleichen Lohn (Kindererziehung, Großteil der unentgeltlichen Hausarbeit, Klischeezuordnungen, Stereotypen usw.) aufgezeigt werden müssen. Also liebe Leserinnen (Männer sind hier wie immer mitgemeint^^) – wenn ich Dinge mitmeine, sie aber für andere nicht sichtbar mache, drehen wir uns im Kreis. Deshalb ein eindeutiges Signal für Sichtbarkeit in Sprache und Öffentlichkeit (Benennung von öffentlichen Räumen, Aufzeigen von weiblichen Persönlichkeiten, und nicht nur der „Leistungen“ von Männern), liebe LeserInnen! *(gk)*

***

Keine Ahnung, aber nur nicht einmischen!

Frau Bandion-Ornters Aussage über die Vorteile der Abaya (*„Aber ich muss sagen: Die ist praktisch. Ein angenehmes Kleidungsstück. Sie hat mich ein bisschen an den Talar erinnert, den bin ich ja gewöhnt.“* (1)) und die Verharmlosung der Hinrichtungen in Saudi Arabien (*„Das ist nicht jeden Freitag. Natürlich bin ich gegen die Todesstrafe.“*) wurden medial breit diskutiert. Sie sind aber nur die Spitze des gedanklichen Eisberges, auf dem diese Sätze balancieren. Das gesamte Interview scheint darauf zu bestehen, dass Bandion-Ornter – als Generalsekretärin des „König-Abdullah-Dialog-Zentrums – zunächst ihre Unkenntnis über jegliches politische Agieren in Saudi Arabien vorbringt: *„Da bin ich mir nicht ganz sicher. Aber das ist Politik.“; „Das ist schon eine ältere Geschichte. Ich habe keinen Einblick in die genaue Gesetzeslage.“; „Das weiß ich nicht.“; „Ich arbeite hier.“* usw. Ihr ständiges Hervorheben dessen, dass sie jedoch eine emanzipierte Frau sei, ist kaum Ausgleich dafür und bietet den saudischen Frauen sicherlich nur wenig Trost. Auch dass AtheistInnen als TerroristInnen eingestuft sind, ist der ehem. Justizministerin lediglich die Aussage *„Keine internationale Organisation der Welt darf sich in die nationalen Angelegenheiten eines Landes einmischen“* wert; politisches Agieren diesbezüglich erscheint ihr wohl nicht notwendig. Warum dies so ist, lässt sich aus ihrer Antwort auf die Frage, was sie im Laufe ihrer Tätigkeit am König-Abdullah-Dialog-Zentrum gelernt habe, ablesen *„Wenn man mit Leuten aller Weltreligionen zusammentrifft, lernt man viel für sich persönlich. Man wird zufriedener. Man belächelt die Vorkommnisse in der Politik.“*

Ich wünschte, diese Möglichkeit würde sich auch mir bieten. Aber das Lachen ist mir längst vergangen. Stattdessen stößt es leider nur sauer auf! *(uf)*

***

Die Krone der Vernunft?

„Die Vernunft hat gesiegt!“ So beginnt ein Artikel in der Ausgabe der *Kronen Zeitung* vom 1.11.2014. Nicht lachen, es ist an dieser Stelle naturgemäß – oder wohl eher natürlich – jener Vernunftbegriff gemeint, der auch durch „die gute alte Zeit“; den „Hausverstand“ oder ähnliche Diktionen ersetzt werden könnte, die im Gegensatz zur tatsächlichen Bedeutung des Wortes keinen Nachdenkprozeß implizieren, sondern einen festgefahrenen, am liebsten unverrückbaren Zustand kennzeichnen. Aber um Wortbedeutungen geht es in der *Krone* sowieso nicht, ist man geneigt zu denken und womöglich auch noch zu sagen. Doch weit gefehlt! Genau darum geht es! Die *Krone* hat ihre Begeisterung für die Sprache entdeckt! Nein, nicht wieder mal für die Bildsprache, nicht mal jene der üblichen nackten vermeintlichen Tatsachen, sondern die Zeitung macht sich tatsächlich für die Qualität des geschriebenen Wortes stark! Bravo, muss man da doch rufen. Man könnte direkt anfangen, an Wunder zu glauben. Aber keine Sorge, kein Grund, der tiefsitzenden Skepsis, die sich angesichts solcher Fügungen unvermeidlich breit macht, zu misstrauen, im Gegenteil. Die *Krone* bleibt ihrer Linie treu, sowie die im Text gekraulten „treuen Leser“ ihrem Leib- und Magen-Blatt, das ausspeit, was an Resten so übrig bleibt, wenn ein Thema durch den Fleischwolf des Boulevard gedreht und von diesem verdaut und zersetzt wurde. Ach ja, worum es eigentlich geht? Das wurde doch bereits erwähnt, um die Sprache geht es – und um die Normalität. Letztere ist eine, in der Frauen unsichtbar sind, klar, wir erinnern, die gute alte Zeit. In der Frauen einfach mal mitgemeint sind, wenn von Männern die Rede ist, Beiwerk, schmückend vielleicht, aber eben nicht der Rede wert. Und der Sprache schon gar nicht. Deshalb feiert die Krone der Schöpfung mit ihrer in Treu und Glauben ergebenen Leserschaft (die Leserinnen werden in einem Fragezeichen am Ende des einzigen verhassten Wortes mit Binnen-I im Artikel aufgelöst: Die Häme könnte kaum größer sein, mit der Autor Christoph Matzl in „Liebe LeserInnen (?)“ seine Empörung über dass Ansinnen sichtbarer weiblicher Existenz zum Ausdruck bringt). Grund für den Freudentaumel: die Entscheidung, dass die ÖNORM die Sichtbarkeit von Frauen im Sprachgebrauch auch künftig eben nicht als solche regelt – sind Binnen-I und Co. für Matzl doch der „falsch verstandene ‚geschlechtersensible Umgang mit Sprache‘“; der da drohte, die Präsenz und Existenz von Frauen zur Normalität zu erheben. Im 21. Jahrhundert eine „Absurdität“. Was der, zumindest ihrer Meinung nach, richtige Umgang wäre, diese Information freilich bleiben Autor und Blatt den „treuen Lesern“ schuldig. Aber mit Information wissen die sowieso nicht soviel anzufangen. Umso mehr dafür mit Stolz, diesenfalls darauf, bereits im Vorfeld entsprechend die mediale Werbetrommel gerührt zu haben mit jenem offenen Brief gegen das Binnen-I, den „Leser“ sowie, und auch darauf ist man, natürlich, stolz, einige Prominente Männer und Frauen unterzeichnet haben. Einen Brief, der sich so sehr für die „Verständlichkeit“ einsetzt, wie es für *Krone*-Leser eben nötig ist, denen dem eigenen Blatt zufolge nicht zugemutet werden kann, Worte mit einem großen I in der Mitte zu entziffern. Stattdessen sorgt man sich ganz plötzlich auch um Menschen, denen Deutsch nicht als Muttersprache in die Wiege gelegt wurde und die der Zeitung ansonsten ja bestenfalls eine Ermahnung wert sind, diese Sprache aller Sprachen doch endlich und gefälligst zu erlernen. Wenn die Frauen-Ministerin dann noch die Unverschämtheit besitzt, an ihrer Überzeugung festzuhalten und weiterhin für die sprachliche Gleichbehandlung einzutreten, dann attestiert ihr der Autor „eisern und wie meist an den Menschen vorbei“ zu agieren. Der Shitstorm, der über Gabriele Heinisch-Hosek hereinbrach, als sie Andreas Gabalier zum korrekten Textgebrauch der Bundeshymne, nämlich *mit* der Erwähnung der Töchter, aufforderte, brachte einen Antifeminismus aus der untersten Schublade an die Oberfläche, wie er durch Kampagnen wie jene der *Krone* Bestätigung und neue Nahrung erhält. Nun hat die Ministerin es gewagt und nicht an den Menschen (zu denen Frauen dieser Definition des Blattes folgend nicht gehören), sondern an der *Krone* vorbei agiert. Dafür ein tatsächliches Bravo! *(esch)*

↘
(1) Alle Zitate dieses Abschnittes sind dem Profil-Interview vom 21.10.2014 entnommen: http://www.profil.at/articles/1443/980/378239/interview-claudia-bandion-ortner-alltag-saudi-arabien-nicht-freitag.

„Reflux“ ist die medizinische Bezeichnung für saures Aufstoßen und Sodbrennen, bedingt durch den Rückfluss von saurem Mageninhalt in die Speiseröhre. Sauer stößt auch in der Medienberichterstattung so einiges auf – was da so hochkommt, behandelt diese Kolumne.

Impressum

Chefredakteurin: Evelyn Schalk
Redaktion: Stefan Ederer, Ulrike Freitag, Gerald Kuhn
AutorInnen: Joachim Hainzl, Laurenz Henkel, Reni Hofmüller, Karin Ondas, Gerhard Ruiss, Maximilian H. Tonsern
Gestaltung: Andreas Brandstätter

VERLEGER UND HERAUSGEBER:
ausreißer – Grazer Wandzeitung. Verein zur Förderung von Medienvielfalt und freier Berichterstattung

KONTAKT:
Post: ausreißer – Grazer Wandzeitung, c/o Forum Stadtpark, Stadtpark 1, A – 8010 Graz,
Telefon: +43 (0)316/ 827734-26,
Evelyn Schalk: +43 (0)676 3009363
Email: ausreisser@gmx.at, schalk@mur.at
Internet: http://ausreisser.mur.at
like us on facebook!

Der *ausreißer* ist ein offenes Medium, die Zusendung von Beiträgen somit herzlich erwünscht, die Publikationsauswahl liegt bei der Redaktion, es erfolgt keine Retournierung der eingesandten Beiträge.
Die AutorInnen zeichnen für die Inhalte ihrer Beiträge selbst verantwortlich, die darin vertretenen Positionen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider.

© Die Rechte verbleiben bei den AutorInnen.

Da der *ausreißer* auf Anzeigenschaltung verzichtet um tatsächlich unabhängig publizieren zu können, ist Eure Unterstützung besonders wichtig:
Kontonummer: 50094094554, BA/CA, BLZ 12000

DRUCK:
Offsetdruck Dorrong, Graz
Auflage: 1500 Stück

STANDORTE:
Kunsthaus Graz, Schlossbergplatz Graz, Geidorfkino, Forum Stadtpark, Passage Palais Trauttmansdorff, Uni-Hauptbibliothek (Foyer), Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Hasnerplatz, das andere Theater, Fassade der Kirche St. Andrä, Fassade BAN – Sozialökonomischer Betrieb, Schaumbad – Freies Atelierhaus Graz, KiG! – Kultur in Graz, Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit, Jugendtreffpunkt Dietrichskeusch´n, Jugendzentrum Mureck (JUZ), Theaterzentrum Deutschlandsberg, Marktplatz Deutschfeistritz, Landhaus Feuerlöscher (Prenning)

THEMA DER NÄCHSTEN AUSGABE:
Was kost' die Welt?

Stadt GRAZ Kultur · FORUM STADTPARK · mur.at · KUNST bundeskanzleramt · Das Land Steiermark → Kultur, Europa, Außenbeziehungen

bin

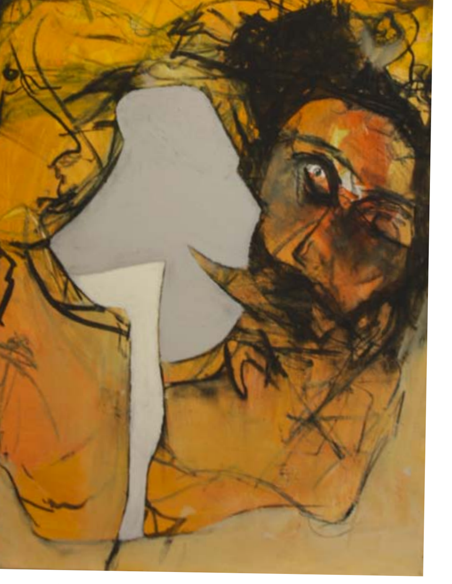
TEXT
Gerhard Ruiss

versorgerin erinnerin
ermahnerin bewahrerin
wo ich bin bin ich drin
bin ich dran
versorgerei erinnerei
ermahnerei bewahrerei

betrachterin bedenkerin
beschafferin bemerkerin
wo ich bin bin ich drin
bin ich dran
betrachterei bedenkerei
beschafferei bemerkerei

bist du dabei:
die wahre die einzige
die beste die unersetzliche
bin ich dran bin ich drin
die andere
die neue
verständnisvollere

die frühere
ist es vorbei.



„it“, Laurenz Henkel

Innen

TEXT
Karin Ondas

Innen
innen beginnen
besinnen
gerinnen, drinnen
binnen eines Moments...
Birnen-I: birne
Binnen-I
Binnen/i

binnen_i
binnen*
bin denn I...
I bin // Ibn
/nein, *Tochter*. /
er/sie sie/wir ihr_ihr/sie_sie
*****zur freien entnahme

wortmülldeponie

die macht des (nicht) geschriebenen/gesprochenen

TEXT, FOTO
Joachim Hainzl

In der Kommunikation gibt es viele Möglichkeiten, Sprache als ein Machtmittel einzusetzen, etwa in der Form wie über oder mit jemandem gesprochen wird. Im Folgenden möchte ich einige Fundstücke aus jener Wortmülldeponie präsentieren, die sich vorrangig damit beschäftigen, wie Machtverhältnisse hergestellt oder gezeigt werden, indem etwas weggelassen oder speziell ausgeführt wird.

Ich mag „Mag.^{a}“ nicht

Im Bereich des Mächteverhältnisses zwischen Männern und Frauen wurden viele Bücher darüber geschrieben und in letzter Zeit wieder vermehrt politische, mediale und populistische Diskurse darüber geführt, inwiefern sich Frauen bei männlich verwendeten Formen mitgemeint fühlen sollen oder nicht. Bezüglich einer „geschlechtersensiblen“ (Achtung! Allein durch Anführungszeichen können sich Begriffe in ihrer Aussage-Kraft verändern.) Schreibweise ist für mich das große Binnen-I Teil meiner studentischen Sozialisierung, sodass ich dessen Verwendung als „normal“ empfinde und mich wundere, wenn etwa bei Ausstellungstexten mein „I“ zugunsten des „/-“-Formates weglektoriert wird. Wobei ich zugeben muss, dass ich Entwicklungen der letzten Jahre nicht mehr mitgemacht habe was „_“ oder „*“ oder Ähnliches betrifft, obwohl ich es schätze, wenn die Kategorie des Geschlechtes vermehrt unter dem Aspekt eines sozialen Konstrukts thematisiert wird. Wo ich mich jedoch zumeist erfolgreich weigere: bei der weiblichen „Mag.“-Abkürzung ein „a“ (also: „Mag.^{a}“ anzufügen. Denn im Unterschied zu den nicht „geschlechtsneutral“ formulierten Abkürzungen „Dr.“ (für Doktor) und „Dr^{in}“ (für Doktorin) ist „Mag.“ eine Abkürzung, die sowohl für Magistra als auch Magister gleichwertig verwendet werden kann ohne ein bestimmtes Geschlecht auszugrenzen. Daher ist klar, dass es nicht um Logik oder Sprachgefühl geht, sondern um Thematisierung und Verschiebung von Machtverhältnissen.

Übrigens sei darauf verwiesen, dass ich in meinem Archiv viele offizielle Formulare aus der Zeit des NS-Systems habe, welche sowohl die Verwendung der männlichen als auch weiblichen sprachlichen Form vorsah, ohne dass dies auch nur im Geringsten als Indiz für eine machtvollere gesellschaftliche Stellung von Frauen im Nationalsozialismus gelten könnte. Was sich jedoch klar sagen lässt, ist, dass es mir bei historischen Themen oft schwer fällt zu bestimmen inwiefern Frauen involviert waren, etwa wenn es um einen „Arbeiter“-Streik vor hundert Jahren geht oder um Aktivitäten illegaler „Nationalsozialisten“ in den 1930er Jahren. Da hier Frauen nicht extra erwähnt werden und eben auch nicht in der sprachlichen Formulierung sichtbar werden, bleibt der Grad ihrer Beteiligung an geschichtlichen Vorgängen absolut im Dunkeln.

Der Stammbaum als patriarchales Konstrukt

Komplett (sprachlich) ausgelöscht wurden Frauen in der Geschichte durch das kirchliche bzw. staatlich übernommene System des Mädchennamens. Schon bevor ein „Mädchen“ in der Hochzeitsnacht zur Frau gemacht wurde, wurde seine über den Familiennamen ableitbare Existenz ausgelöscht, indem es durch die Heirat den Namen des neuen männlichen Familienvorstandes bekommen hatte (übrigens wurden auch in österreichischen Reisepässen noch bis vor einigen Jahrzehnten Frauen bei den Pässen ihrer Männer mit eingetragen). Jedenfalls kann ich mich daran erinnern als ich vor Jahrzehnten für das Grazer Büro „bisdato“ so genannte „Ahnenforschung“ betrieben habe und wie oft ich geflucht habe, wenn es galt, weibliche Verwandte in einen „Familienstammbaum“ mit aufzunehmen. Zwar ließ sich eine weiblich geborene Erdenbürgerin in den Geburtsmatrikeln finden. Jedoch spätestens mit der Heirat, oft in einer weit vom Wohnort entfernten Kirche, war die Frau verschwunden. Wenn sie dann starb, war sie in den Sterbematrikeln nur mehr unter dem Familiennamen ihres Mannes verzeichnet und damit für mich unauffindbar. Erschwert wurde das Finden noch dadurch, dass Kinder in der Vergangenheit oft zu Ehren der Eltern oder Großeltern deren Vornamen bekamen, sodass es oft keine klare Zuordnung einer „Maria“ oder eines „Josef“ geben konnte.

Auch auf Firmenschildern zeigt sich bis in die Jetztzeit die männliche Vererbungslinie. Firmennamen wie „Zöscher und Söhne“, um nur einen von vielen zu nennen, verweisen darauf, dass es der Firmengründer bzw. -inhaber geschafft hat, männliche Nachfolger hervorzubringen und ihnen die Leitung der Firmengeschäfte weiter zu vererben.

Der Bindestrich als heterosexuelle Machtdemonstration

Zu den unwürdigen Diskussionen rund um die seit einigen Jahren mögliche „Verpartnerung“ (nicht zu verwechseln mit der ach so „natürlichen“ ehelichen Fortpflanzungsgemeinschaft zwischen Männlein und Weiblein) zählte nicht nur die Frage, wer das Recht hat, den Grazer Trauungssaal benutzen zu dürfen, sondern auch jene des Namensrechtes. Während es seit Längerem für heterosexuelle verheiratete Paare verschiedene Möglichkeiten der Namensführung gibt, darunter den Doppelnamen, so wurde dieses Recht den Verpartnerten zuerst vorenthalten, indem sie zwar einen Familiennamen in Form eines Doppelnamens führen durften, jedoch ohne Bindestrich, dafür mit verpflichtendem Leerzeichen dazwischen. Erst 2011 bekam ein klagendes Paar vor dem österreichischen Verfassungsgericht Recht, sodass diese diskriminierende Vorgabe im Namensrecht in der Folge aufgehoben wurde.

Historische Zigarettenpackung aus dem österreichisch-ungarischen Bosnien-Herzegowina mit drei Schriften bzw. fünf Sprachen.

Als ein Kind, das den Familiennamen der Mutter trägt, weiß ich übrigens um die unmittelbaren Auswirkungen, etwa in der Schule, wenn damit die ganze Familiengeschichte plötzlich zum Thema wird. Daher ist klar, dass auch die Regelungen der Familiennamen für Kinder (die übrigens bereits vor der Heirat von Amtswegen schriftlich festgehalten werden müssen), keineswegs neutrale Regelungen darstellen.

Nicht deutsch sprechend?

Macht demonstriert wird auch im Bereich der Mehrsprachigkeit. Ich könnte ich mich nun auslassen über PolitikerInnen und Medienberichte, die Angaben zu SchülerInnen mit einer „anderen Erstsprache als Deutsch“ (etwa in Grazer Schulorten am rechten Murufer) in diskriminierender Weise ummünzen zu „nicht deutsch sprechend“. So wird dies zu einer öffentlichen Abwertung von GrazerInnen, die oft mit dem Kompetenzvorteil der Mehrsprachigkeit ausgestattet sind.

Die Betonung der deutschen Sprache als Indiz der Zugehörigkeit zur Gruppe der „Einheimischen“ ist selbstverständlich nicht neu. Bereits im 19. Jh. sollte in Graz und Wien der „deutsche Charakter der Städte dadurch bekräftigt werden, dass sich neue Bürger(Inne)n zur deutschen Sprache bekennen mussten. In Graz verwehrte sich der 1885 gewählte Bürgermeister Ferdinand Portugall gegen „jede nationale Wühlerei fremder Elemente“, damit Graz „ein Hort der deutschen Art und Sitte bleibe“.

In der Steiermark gab es immer die großen Ängste vor einer „slawischen Unterwanderung“, auch noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg. So meinte im steirischen Landtag der ÖVP-Politiker Josef Hegenbarth im Dezember 1955 im Stile von bereits im 19. Jh. formulierten und bis heute bei rechten Ideologien aktuellen „Überfremdugsängste“: „Vergessen wir nicht, dass vor hundert Jahren noch Marburg und Laibach, Prag und Brünn reindeutsche Städte waren. Sie alle sind im Laufe dieser letzten Jahrzehnte dem Ansturm slawischer Völker mit großer Geburtenrate unterlegen.“

Ein kleiner ad-hoc-Einschub zu Firmenschildern: Auf diesen zeigt sich bis in die Jetztzeit die männliche Vererbungslinie. Firmennamen wie „Zöscher und Söhne“, um nur einen von vielen zu nennen, verweisen darauf, dass es der Firmengründer bzw. -inhaber geschafft hat, männliche Nachfolger hervorzubringen und ihnen die Leitung der Firmengeschäfte weiter zu vererben.

„Eingedeutscht“

Zurück zur langen Tradition der „Eindeutschung“ von Namen. So wurden osmanische Kriegsgefangene, die im 17. Jh. in Graz getauft wurden, ihrer Namensidentität beraubt indem ihnen einfach ein christlicher Name verpasst wurde. Eine (historisch haltbare?) Anekdote besagt zudem, dass es im Zuge der zahlreichen Zuwanderungen von Italiener(Inne)n nach Graz im 16. Jh., einem italienischsprachigen Maler besonders blöd ergangen sei, dessen „unaussprechlicher“ Name durch die Grazer Verwaltung einfach seiner Profession nach in „Pempstl“ (steirisch für „Pinsel“) umgeändert wurde. Belegt sind jedenfalls die immer wieder vorgenommenen „Eindeutschungen“ italienischer Zuwanderer(Inne)n. So wurde aus der Familie „Marmoro“ der Name „Marbl“ oder aus „Werti“ einfach „Wertl“. Dass die Eindeutschung viel Platz benötigt, denke ich mir jedes Mal, wenn ich etwa bei der „Glaserei Jurtschitsch“ in Graz vorbei komme, da man sich bei der Originalschreibweise (Jurčič bzw. Jurčić) jedesmal ganze 6 Buchstaben sparen könnte...

„Die Unaussprechlichen“

Die „Unaussprechlichkeit“ von Namen sorgt heutzutage auf Sportseiten für Gesprächsstoff, so etwa immer wieder bei Fußballern. So textete die Augsburger Allgemeine 2011 über den Kader des Fußballklubs „Hannover 96“: „Die Unaussprechlichen kommen“. Übrigens habe ich Ähnliches festgestellt bei Personen aus China oder Taiwan. Diese führen oft einen zusätzlichen englischen Vornamen, wohl um „uns“ die Kommunikation mit ihnen zu erleichtern.

Ortstafelstreits

Die Angst vor der Mehrsprachigkeit ist immer wieder Thema im Bereich erlaubter Amtssprachen. Nachdem Ministerpräsident Badeni 1897 in ganz Böhmen und Mähren das Tschechische dem Deutschen als Amtssprache gleichstellte, demonstrierten gegen diesen Beschluss unter anderem Deutschnationale auch in Graz wobei es Todesopfer und zahlreiche Verletzte gab.

In Südtirol wurden ab 1923 von Ettore Tolomei für Tausende deutsche Namen wiederum italienische Namen ge- bzw. erfunden (da fällt mir ein, wie ich einst im Zug deutsche UrlauberInnen ganz begeistert von „Bressanone“ reden hörte, da das wohl viel eher mit positiven italienischen Images assoziiert wurde, als mit dem deutschen Namen „Brixen“). Ebenso wie sich dieses Thema in Südtirol bis in die Jetztzeit hinzieht, so haben wir in Südkärnten nach wie vor unseren „Ortstafelstreit“ um deutsch- und slowenischsprachige Ortsschilder. Aktuell werden immer wieder Tafeln in Vukovar, im neuen EU-Staat Kroatien, ausgerissen. Und ohne Kyrillisch-Kenntnisse ist der Weg von Sarajevo nach Višegrad schwer zu finden, da in diesem Teil der „Republika Srpska“ die Hinweisschilder eben nur mehr in Kyrillisch angeführt sind.

Ach übrigens: meinen Vor- und Familiennamen schreibt man ganz ohne „e“.